

Buchbesprechungen

Innovative Bibelübersetzung

ELSBETH WEYMANN: **Wege im Buch der Bücher.** Ausgewählte Originaltexte der Bibel neu übersetzt und gedeutet, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2011, 159 Seiten, 22 EUR.

»Grammar is the simplified structure of the Community (Unity)« – »Die *Grammatik* ist die vereinfachte Struktur der Gemeinschaft (Einheit)«. Diese Notizbucheintragung Georg Kühlewinds (*Licht und Leere. Das letzte Notizheft und ein Fragment*, Stuttgart 2011, S. 74 u. 225) könnte ein tiefes Anliegen dieses Buchs verdichten. Dass *verdichtende* Gesten überhaupt mit dem Geist dieser Arbeit stimmig mitklingen, zeigen die Dichterworte Paul Celans aus *Engführung*, die von Elsbeth Weymann als Motto für ihr Buch sowie als Verbildlichung von dessen Intentionen gewählt wurden: »Lies nicht mehr – schau! / schau nicht mehr – geh!« Dieses Buch entstand aus der Begeisterung für die Vermittlung des Griechischen am Neuen Testament und atmet den experimentfreudigen Geist sowie die Atmosphäre des mündlichen Unterrichts. – Elsbeth Weymann ist Dozentin für Griechisch an den Priesterseminaren der Christengemeinschaft in Hamburg und Stuttgart. Sie ist bei den Texten, die sie übersetzt, von der Gewissheit getragen, dass Grammatik »ein geistiges Gebilde mit einer eigenen Aussage-Kompetenz« ist, die den Wortlaut »weit über Wortbedeutungen hinaus in noch andere Tiefenschichten öffnen« kann (S. 14). Ihre Arbeit empfindet sie in einer Kontinuität mit einer Aussage Rudolf Steiners: »Dasjenige, was in Grammatik lebt, ... das ist etwas, was dann weiter hinaufführt in die Imagination« (GA 204, S. 24). Aus dieser Perspektive erweist sich Sprachstruktur bzw. Grammatik als Widerspiegelung einer geistigen Gemeinschaft, die in ihrer Sprache die besonderen Qualitäten ihrer schöpferischen Zuwendung zur Welt bzw. ihrer Kultur durch die Kraft des *lógos*, des *wortenden*

Denkens imaginiert. So wird Grammatik zu einer unverzichtbaren Grundlage für Erziehung und Bildung, die – wie man bis tief in die Renaissance hinein empfand – den Aufstieg zu immer höheren Dimensionen der Erkenntnis bzw. die Durchdringung einer bestimmten Kultur ermöglicht (vgl. S. 14 ff.). Dies erklärt Elsbeth Weymanns Anliegen, in ihren kommentierenden Anmerkungen einen besonderen Blick auf die grammatikalischen Formen zu werfen (S. 23), damit sie sich als Schwellen zu tieferen Ebenen der Bedeutung offenbaren können.

Die Kultur, zu deren tieferen Durchdringung die Übersetzungen und Interpretationen Weymanns einladen will, ist diejenige der geistigen Gemeinschaft, die in ihren jüdischen Hintergrund die verwandelnde Erfahrung des Christus integrieren konnte. Diese Gemeinschaft, der die Autoren der neutestamentarischen Schriften entstammen, wählte die damals im euroasiatischen Raum meist verbreitete Kultur- bzw. Kommunikationssprache Griechisch, um die universelle Bedeutung jener Erfahrung zu vermitteln. In diese Sprache, die *koiné* – die *gemeinsame* bzw. *Gemeinschaft* (*koinónia* = *communio* = *Kommunion*) *bildende* – wurde schon im 3. Jahrhundert v. Chr. die jüdische Bibel übersetzt. Diese übersetzte Bibel wird nun in die neutestamentarischen Schriften, insbesondere die Evangelien, konstant eingefügt und mit ihnen verwoben, um die sowohl sprachliche als auch inhaltliche Kontinuität zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der geistigen Strömung hervorzuheben, zu der die ersten Christen sich zugehörig fühlten. Und gerade diese Kontinuität bildet einen Schwerpunkt in Weymanns Arbeit. So streben ihre Überset-

zungen und Interpretationen stets danach, »die lebendige Gegenwart des Alten Testaments ... im Neuen Testament an konkret sich aufeinander beziehenden Texten zu zeigen« (S. 23). Hiermit knüpft sie an eine traditionsreiche Auslegungspraxis an, die in der Erzählung des Gangs nach Emmaus durch die Begegnung mit dem Auferstandenen ihre Begründung findet (vgl. S. 76 ff.). Die Fruchtbarkeit dieser Praxis zeigt sich auf besonders überzeugende Weise in der Interpretation des Passionsberichts aus dem Matthäus-Evangelium (27, 26-54), der vor dem Hintergrund vom Psalm 22 gedeutet wird (S. 59 ff.). Elsbeth Weymann hebt zurecht die staunenswerte Umkehrung der Stimmung hervor, die im Psalm ab V. 22 den Ton der verzweifelten Frage »Mein Gott, mein Gott, warum verlässt Du mich?« (V. 2), die Jesus vor seinem Tod ausspricht (Matth. 27,46), in jubelnde Töne verwandelt: »Auf dem Tiefpunkt der Verlassenheit ... wird von dem Psalmisten die im Tode anwesende andere Seite der Wirklichkeit, ihn verwandelnd, konkret erfahren« (S. 64). So kann sie den überraschenden Wortlaut befriedigend erklären, den Rudolf Steiner für Matth. 27, 46 angibt (GA 123, S. 247): »... wie hast Du mich verherrlicht« will nicht als Übersetzung, sondern als »Schau der anderen Seite des Vorganges« verstanden werden, die auf den »Mysteriengehalt des Passionsgeschehens« bzw. auf die *Verdichtung* der initiatorischen Erfahrung von Tod und Auferstehung zu einer historischen Tatsache hinweist (S. 65).

Die soeben angesprochene Interpretation verweist auf ein anderes Anliegen der Autorin: An Origenes' Exegese des dreifachen Schriftsinns (vgl. *de Principiis* IV 2,4) anzuknüpfen (dessen Methode aber schon in der jüdischen Bibelauslegung bzw. im Neuen Testament vorweggenommen wird), also Texte so zu übersetzen und zu interpretieren, dass sie nicht nur auf der Ebene des Buchstabens bzw. des Physischen (*sensus litteralis*) – Wortbedeutung, Grammatik, historischer Kontext –, sondern auch auf einer moralischen bzw. seelischen (*sensus moralis*) – was erfährt die Seele in der Begegnung mit dem Text? – sowie auf einer *geistigen* Ebene (*sensus anagogicus*) – auf welcher das Ver-

stehen den *Aufstieg* (*anagôgê* = »Gang nach oben«) zu einem universell gültigen geistigen Inhalt impliziert – entschlüsselt werden können (S. 21f). Nach Weymann kann Celans *Engführung* als Bild für diesen dreifachen Sinn betrachtet werden: durch *Lesen* auf die unmittelbare Begegnung mit dem Text, durch *Schauen* auf die *persönliche* Vertiefung, durch *Gehen* auf das *Überschreiten* zu einer höheren Dimension des Verstehens hindeutend (S. 22).

Die genannten interpretatorischen Prinzipien manifestieren sich vorbildhaft in der Interpretation des Anfangs des Markus-Evangeliums (1,1-12) und seines innigen Verhältnisses zum Alten Testament (S. 96 ff.), sowie in der Deutung der Begegnung mit der Samaritanerin (Joh. 4,3-26; S. 48 ff.) bzw. der Begegnung Maria Magdalenas mit dem Auferstandenen (Joh. 20,11-18; S. 66 ff.). Durch diese Prinzipien geführt gestaltet Weymann einen kreisförmigen Gang durch den christlichen Jahreslauf – von Advent zu Advent, vom *Magnificat* Marias bis zur kosmischen Perspektive des Johannes-Prologs –, in dem der Zusammenhang der ausgewählten Texte den Aufstieg der Seele zur Ich-Geburt bzw. zum vollkommenen Ich-Bewusstsein versinnbildlichen will.

Die Übersetzungen, die man durch die Originaltexte im Anhang prüfen kann, werden nicht als Prosatexte, sondern im »Zeilenstil wie in einem modernen Gedicht« gestaltet, damit »dem Atem folgende Sprechtexte« entstehen (S. 23). Es sind viele innovative, wirksam *klärende* Lösungen, die Weymann in Bezug auf Schlüsselstellen vorschlägt. Hier sei beispielhaft auf wenige Stellen des Johannes-Prologs hingewiesen: V.1 und 2 *pròs ton theón* = »und der Logos ist *in Bewegung* auf den Gott hin«: Endlich wird das dynamische Verhältnis des Lógos zum Vater unzweideutig in einer Übersetzung wiedergegeben.

V.12 *tois pistéuousin* = »Die IHN aber aufnehmen, denen gibt Er die Kraft, aus Gott Geborene zu werden – denen, die sich *empor-entfalten*, in seinen Namen hinein«: Vor jedem Urteil lese man die Anmerkung zu dieser kühnen Übersetzung (S. 124).

V.14 *eskénôsen en hêmîn* = »(der Lógos) hat in

uns *sein Zelt aufgeschlagen*«: Diese wortwörtliche Übersetzung macht aus dieser Stelle ein Vorbild vom *dreifachen Sinn*, wie Weymann in ihren Anmerkungen überzeugend zeigt (S. 125 ff.). Ein Hinweis sei auch auf die Übersetzung von *poreuoménou* mit »wandelte er« in Apg. 1,10 erlaubt, die aus der Himmelfahrt zurecht einen »Himmelsgang« macht (vgl. die theologische Vertiefung S. 85ff.).

Die kommentierenden Ausführungen und Anmerkungen sind eine Fundgrube von Anregungen zur Sprache, zum historischen Kontext und zur theologischen Interpretation der Texte. Hier sei lediglich auf die nüchtern *er-klärenden* Interpretationen der zwei Geburtsgeschichten hingewiesen (S. 38 ff.), so dass dieses Buch allen Anfängern, einschließlich Nichtchristen Freude am Kennenlernen sowie auf eine weitere selbstständige Vertiefung des Neuen Testaments vermitteln kann. Für Fortgeschrittene beinhaltet dieses Buch die positive Herausfor-

derung, so wichtige Texte bis in ihre grammatikalische Dimension mit der Unbefangenheit eines Anfängers lesen zu müssen, um sie aus dem zu oft vernebelnden Staub eines vermeintlichen Vorwissens zu befreien.

Zum Schluss sei eine konstruktiv-kritische Frage zum Umfang der Auswahl erlaubt: Warum wurde die Auswahl nicht auf das Vater Unser – vielleicht als verdichtenden Abschluss – und auf die Erweckung des Lazarus – die zu Johanni am stimmigsten gepasst hätte – erweitert? Das hätte nämlich die Intentionen dieser Arbeit wirksam verdichten können. So sei, eine mögliche zweite Ausgabe betreffend, der Wunsch nach dieser Verdichtung geäußert; damit die Begegnung der *gemeinschaftsbildenden Grammatik* mit der *Dramatik des dreifachen Sinnes* das Licht ihrer imaginativen Fülle noch mehr *er-klärend* offenbare.

Salvatore Lavecchia

Gründliche Bestandsaufnahme der Anthroposophie

UHLENHOFF, RAHEL (Hrsg.): **Anthroposophie in Geschichte und Gegenwart**, Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2011, 806 Seiten, 39 EUR.

Der äußere Anlass dieser reichhaltigen Sammlung von Beiträgen verschiedenster Autoren war zwar das Erscheinen von Helmut Zanders *Anthroposophie in Deutschland*. Man merkt es diesen jedoch an, dass in sie Material eingearbeitet wurde, das auch unabhängig davon im Entstehen und Reifen war. Durch gemeinsam erarbeitete Richtlinien wurde versucht, den einzelnen Beiträgen ein einheitliches Gesicht zu verleihen und doch den Autoren den ihnen und ihrem Thema gemäßen Spielraum zu gewähren. So vielfältig wie die Autoren sind dann auch die jeweiligen Schwerpunkte, Interpretationen und Thesen.

Auch wer mit einigen oder gar vielen Hypothesen und Schlussfolgerungen nicht einverstanden ist, wird durch diese Studien angeregt und bereichert. Es ist mit denselben weder intendiert, ein letztes Wort zu sprechen, noch eine

umfassende Deutungshoheit zu beanspruchen. Vielmehr soll ein Anfang, ein Auftakt vorgelegt werden, an dem sich weitere Studien anschließen können. Und das scheint gelungen zu sein. Erfreulich ist, dass sich die einzelnen Beiträge da und dort auf Zanders Werk beziehen und mit gut belegter sachlicher Kritik nicht zurückhalten; darüber hinaus steht jedoch nicht die Auseinandersetzung mit seinem Werk im Vordergrund, sondern die oft bis in die Gegenwart reichende historische Aufarbeitung des jeweiligen Themas. Bewusst gesetzte Ausnahmen bilden die »Methodologischen Reflexionen« von Albrecht Hüttig sowie die einleitenden Bemerkungen der Herausgeberin, die sich schwerpunktmäßig mit Zanders Prämissen und methodischem Vorgehen auseinandersetzen. Es werden in eigenständigen Beiträgen einige Facetten der Geistesgeschichte der Anthro-

sophie, der Vereinsgeschichte der Anthroposophischen Gesellschaft und der Geschichte der anthroposophischen Bewegung und Einrichtungen untersucht. Ins Einzelne gehend werden einzelne Themen aus den folgenden Fachbereichen behandelt: Philosophie und Theologie (D.-M. Hoffmann, J. Ewertowski), Naturwissenschaft (W. Schad), Anthroposophische Christologie (G. Röscher), Anthroposophie und Theosophie (A. Hantscher, R. Schmidt), Bildende Künste (R. Halfen), Waldorfpädagogik (J. Kiersch), Anthroposophische Heilpädagogik (B. Schmalenbach), Anthroposophische Medizin (M. Glöckler, M. Girke, H. Matthes), Biologisch-dynamische Landwirtschaft (M. Klett), Anthroposophischer Sozialimpuls (Ch. Strawe), Individuum und Rasse (W. Werner). Die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der einzelnen Beiträge, die in der Regel sorgfältige Referenzierung des verwendeten Materials und die Differenzierung zwischen Fakten und Hypothesen bereitstellen, ermöglichen eine eigene Prüfung und Abwägung der dargestellten Ergebnisse und schaffen eine solide Grundlage für weitere Forschungen. Ein leicht lesbares Buch ist daraus natürlich nicht entstanden, umso mehr aber ein weitgehend verlässliches

Nachschlagewerk, aus dem man sich mit informativem Gewinn und umfassenden Referenzen in bestimmten Themen und Fragestellungen einarbeiten kann. Dazu verhelfen auch ein separates Namen- und Sachregister.

Die Differenziertheit und Weitläufigkeit der einzelnen Beiträge verbietet es, auf kleinem Raum eine individuelle Charakteristik derselben vorzulegen. Dies hat bereits die Herausgeberin in kompetenter Weise geleistet.

Als Fazit kann festgehalten werden, dass mit der *Anthroposophie in Geschichte und Gegenwart* eine gründliche Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Wissens und Interpretierens von kompetenten und ihre eigenen Standpunkte einbringenden Autoren vorliegt. Es ist kein Mangel des Buches, dass manche Themen nur spärlich oder gar nicht behandelt wurden wie unter anderem Psychologie, Editionswissenschaften, darstellende Künste, Architektur, Mathematik etc. Die Auswahl gibt ein repräsentatives Bild der Leistungen Steiners und einiger seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen für Entstehung, Entwicklung und Ausbreitung der Anthroposophie.

Renatus Ziegler

Ein Atlas über Weltbilder

CHRISTOPH MARKSCHIES, INEBORG REICHEL, JOCHEN BRÜNING UND PETER DEUFLHARD (Hrsg.): **Atlas der Weltbilder** (Forschungsberichte Band 25), Akademie Verlag, Berlin 2011, 463 Seiten, 49.80 EUR.

Dass Weltbilder im Laufe der Jahrhunderte einander ablösen, darauf wird der lernende Mensch bereits in der Schule gewiesen. Dass verschiedene Weltbilder zeitlich nebeneinander gelebt werden, bemerkt der Erwachsene. Dass diesem Nebeneinander die Frage entgegengebracht werden kann, was sich in unterschiedlichen Weltbildern als geistige Entwicklung der Menschheit spiegelt, zu der Frage mag man sich bei der Lektüre des großartigen *Atlas der Weltbilder* in innerer Empfänglichkeit aufschwingen.

Das Werk verdankt seine Entstehung einem

Forschungsprojekt, aus dem insgesamt 28 Forschende die Ergebnisse ihrer Spezialstudien vorlegen. Im Mittelpunkt des Interesses steht für die Autoren die Frage, wie sich Weltbilder in den materiellen Bildzeugnissen offenbaren. Einleitend betont der Herausgeber, dass die getroffene Auswahl aus der Fülle aller (jeweils) existierenden Weltbilder eine lineare Entwicklung suggeriere, die es so nie gegeben habe. So wählt sich der Leser dann auch schnell das eine oder andere Weltbild, das ihm, aus welchen Gründen auch immer, näher als andere steht, und vertieft sich in die Erläuterungen,

die die Autoren – im Bemühen, deren bildliche Manifestationen verstehend zum Sprechen zu bringen – für das jeweilige Weltbild anbieten. Nun liegt es im Medium der Bilder, insbesondere derjenigen, die für sich das Signet wirklicher Kunst beanspruchen dürfen, dass sie den Menschen in freier Weise mit dem Geistigen in Berührung bringen, sofern er nicht vorab die Bildhaftigkeit der Welt – man könnte auch sagen, das Farbige der Welt – nur als neuronales Korrelat einer Betätigung des sich über die Jahrtausende gleichbleibenden menschlichen Bewusstseins begreift. Eine solche Auffassung aber wird freilich im Eröffnungssatz zum ersten Beitrag »Die Trennung von Himmel und Erde im ägyptischen Weltbild« impliziert: »Der Kosmos als Lebensraum von Göttern und Menschen war in Ägypten wie im Alten Orient keine selbstverständliche Gegebenheit«. Natürlich ist es richtig, dass in jenen alten Zeiten der Menschheitsentwicklung der Mythos lebte, wie der Autor unmittelbar danach hervorhebt, doch scheint mir gerade diese Tatsache eben auf die Existenz der einleitend in Zweifel gezogenen Beziehung des Menschen zu den Göttern zu weisen.

Arbeitet man mit dem Atlas gemäß der Einsicht, dass Weltbilder die seelisch-geistige Beziehung des Menschen zu Welt *und* Kosmos zeigen, so sticht die Kälte heutiger Weltbilder – repräsentiert etwa durch die Beiträge »Die Welt aus der Satellitenperspektive: Google Earth«, »Die Himmelskarte im Licht der kosmischen Hintergrundstrahlung«, »Kosmische Verteilung der Galaxien«, »Das politische Weltbild« oder »Ein Bild der Naturwissenschaft« – gegenüber denen älter Zeiten zweifellos hervor. Kann es gelingen, in dieser Kälte die Wärme untergegangener Weltbilder verwandelt auferstehen zu lassen? Der Schritt scheint mir im Bemühen um wahre Erkenntnis der Wirklichkeit unerlässlich. Denn ohne ihn verbleibt stets eine gewisse gefühlte Ratlosigkeit – trotz der stu-

penden Fülle an Detailbeobachtungen, die die Autoren an ihren Themen machen – darüber, was das jeweilige Weltbild mit mir als überzeitlichem Wesen zu tun hat. Welche Impulse, so ist zu fragen, sprechen aus den verschiedenen Weltbildern im Wandel der Zeiten, gerade eben im *nichtlinearen* Sinne?

Die besprochenen Weltbilder als Ergebnis geistiger Tätigkeit Einzelner betrachtet, das nötigt Achtung und Ehrfurcht ab. Wie wird das Schöpferische dieser Gestaltung verständlich? Die Liebe mit der »Die Welt als Kleeblatt« 1587 dargestellt ist, nicht minder Europas Länder als Königin (um 1600), die Traurigkeit, die in Gabriel von Max' Tierbildern in Öl (in dem Beitrag über Charles Darwins Weltbild) lebt oder die Schönheit der mittelalterlichen Zeichnungen zu Joachim de Fioris Gedankenwelt (1186), auch die, die aus Hildegard von Bingen heilsgeschichtlichem Weltbild, Raimundus Lullus' »Welt als Ideen-Kombinatorik« und dem Kuppelmosaik der Weltschöpfung im Markusdom in Venedig spricht: Wie viel ärmer wäre die Welt ohne solche Weltbildschöpfungen! Das Buch regt einmal mehr an, sich den Wandel unterschiedlicher Weltzugewandtheit des Menschen im Spiegel *historischer* Weltbilder ins Bewusstsein zu heben, um dadurch den Blick auf ein geistiges Welt- *und* Menschenbild richten zu können, das Ausdruck der Liebe des Menschen zur Erde ist. Dann ließe sich auf Rudolf Steiners Synthese der »zwölf Weltanschauungen« als Weltbild des modernen Menschen blicken. Das Fehlen einer solchen Synthese im vorliegenden Werk kann man sowohl als Mangel als auch Konsequenz erleben. Als ergiebige und sehr sorgfältig aufbereitete Materialsammlung für eine Beschäftigung mit Weltbildern kann der Atlas nur empfohlen werden.

Matthias Mochner

Leben im Sterben

PETER SELG: **Überleben in Auschwitz. Elie Wiesel – Ruth Klüger – Ruth Elias – Primo Levi – Viktor Frankl**, Verlag des Ita Wegman Instituts, Arlesheim 2010, 176 Seiten, 24 EUR.

Im Juli 2010 veranstaltete Peter Selg an der Alanaus-Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter ein Seminar, das anhand ausgewählter Überlebensberichte Inhaftierter des Konzentrationslagers Auschwitz zu ergründen versuchte, welches »die Bedingungen des Lebens und Überlebens sind«, die »es Einzelnen ermöglichen, durch Furchtbares hindurchzugehen – inmitten einer Vielzahl von anderen, die denselben Belastungen nicht standzuhalten vermögen?« Entsprechend enthält die vorliegende Schrift »kurze, skizzenhafte Porträts einzelner Häftlinge von Auschwitz, Aspekte ihrer Selbstzeugnisse, die von prinzipieller, überpersönlicher Bedeutung sind«.

Die Frage, die Selg an den Beginn der Publikation stellt, ist tatsächlich bedeutend, zukunfts-trächtig und von prinzipiellem Interesse; denn während Gründe für den Niedergang des Lebens alltäglich über unsere Bildschirme flimmern, wird die Frage nach den *Lebensbedingungen* kaum gestellt, geschweige denn beantwortet. So gesehen ist Auschwitz der radikalste Anlass, sich über diese verschwiegene Frage zu verständigen.

Abgesehen von Vor- und Nachwort, in denen Selg in die Thematik einführt bzw. diese resümiert, finden sich fünf Personen porträtiert, deren gemeinsames Schicksal es war, den Lageraufenthalt in Auschwitz zu teilen: Elie Wiesel, Ruth Klüger, Ruth Elias, Primo Levi und Viktor Frankl. In den jeweils etwa 20 Seiten umfassenden Präsentationen zitiert Selg wesentlich aus den Schilderungen der Genannten, zumeist seitenlang. Gepaart mit vielen orthografischen und grammatikalischen Fehlern in den Zwischenkommentaren, wirken die Darstellungen zwar ob ihrer – nicht Selg geschuldeten – In-

halte berührend, jedoch in der Zusammenschau insgesamt zu überhastet, zu eilig vorgetragen. So erschütternd es auch ist, den Darstellungen der Überlebenden zu folgen, ich hätte mir während der Ausführungen eine direktere Anbindung an die von Selg anfangs formulierte Frage gewünscht. Auf diese kommt der Autor nochmals zusammenfassend zu sprechen, indem er ein »vordergründig schlichtes Element« aufnimmt, zugleich dessen »fundamentale Bedeutung« unterstreichend: »Überlebt konnte nur mit Hilfe der Anderen werden, durch die Unterstützung eines Freundes, einer Mutter oder eines Vaters, durch Hilfeleistungen, die oft in größter Selbstlosigkeit erbracht wurden und von hoher Bedeutung waren.« Entgegen vieler Vermutungen hatten also gerade diejenigen, die den Kampf ums Dasein nur für sich fochten, zu verlieren ...

»In Auschwitz ist nicht nur der Mensch, sondern auch die Idee des Menschen gestorben«, verlautbart Elie Wiesel. Es ist somit vermessend zu meinen, mit dem Einstehen für einen Freund, einen Verwandten oder ein Ideal sei bereits eine Auschwitz-Überwindung möglich gewesen. Das nicht. Aber zumindest war eine innere, mentale Migration möglich, die den Alltag besser zu überleben half – so eingängiger Tenor aller Porträtierten. »Die Lebens- und Zukunftskräfte des Einzelnen waren in diesem Sinne keine hinreichende, aber eine *notwendige* Bedingung des Überlebens. Darin liegt ihre Größe und Grenze, die es zu verstehen und zu achten gilt.« – Verstehen und Achten scheinen hier immer wieder durch, sind Selg in anderen Ausführungen jedoch schon treffender gelungen ...

Philip Kovčec

Islamdebatten

STEFAN WEIDNER: **Aufbruch in die Vernunft. Islamdebatten und die islamische Welt zwischen 9/11 und den arabischen Revolutionen**, Verlag J.H.W. Dietz, Bonn 2011, 256 Seiten, 18,90 EUR.

Stefan Weidner kennen wir als Sprachkünstler, als einfühlsamen Übersetzer arabischer Literatur und kompetenten Essayisten. Im vorliegenden Band sind Beiträge der letzten zehn Jahre aus Zeitungen und Zeitschriften zusammengestellt, kurze Stücke zumeist, dafür aber umso prägnanter. Nur selten, etwa in dem Aufsatz »Islam und der Westen – Hardware oder Software?« oder in den unnötigen Seitenhieben gegen die Kollegen von ARD und ZDF (S. 24) geht Pegasus mit ihm durch. In ihrer Gesamtheit aber sind Weidners Betrachtungen wohl der wichtigste Beitrag zu einem tiefer gehenden Verständnis und zu echtem Dialog auf diesem verminten Gelände. Schon die ersten sechs Seiten umreißen die Gesamtsituation in allen wesentlichen Aspekten. So wird aus der Erkenntnis, dass die gegenwärtig stürzenden Regimes nur die Fortsetzung der alten europäischen imperialen und kolonialistischen Strukturen sind, die eminente Bedeutung des gegenwärtigen Ringens deutlich, dessen Ausgang im günstigen Fall Jugendkräfte und zukunftsfrüchtige Strukturen zu nachhaltiger Wirkung bringen kann. Hier spricht Weidner auch schon die Rolle Israels an, das von einem bisher verhassten Fremdkörper zu einem »integralen und integrierten Teil des östlichen Mittelmeers« werden könnte. Zum Gelingen muss aber auch der Westen »eine geistige Wende vollziehen und die mentalen Versehrungen aufarbeiten, die sich seit 2001, wenn nicht schon lange vorher in der Begegnung mit der arabischen Welt akkumuliert haben«. Der Band liefert reichlich Material für Zeitgenossen, die guten Willens sind, und es ist zu hoffen, dass er auch von Entscheidungsträgern gelesen wird, denn die »westliche Doppelzüngigkeit« hat womöglich mehr Schaden

angerichtet als der Islamismus (S. 18).

Unlängst wurde ich in Ägypten gefragt, ob der Westen wohl wieder ebenso reagieren würde wie bei den palästinensischen Wahlen 2006, wenn in Ägypten »ein Präsident mit Bart« gewählt würde – zwar demokratisch, aber eben in den Augen des Westens »der Falsche«, den es zu boykottieren gilt. In diesem Sinn versucht Weidner Pauschalierungen abzubauen, also Begriffe wie »der Islam«, »der Westen« etc. zu differenzieren. Die gegenwärtig in allen Medien geläufige Aussage, die Fundamentalisten hätten in Ägypten drei Viertel der Parlamentssitze gewonnen, könnte durch Differenzierung gelassener gewertet werden; solche Differenzierung durchzieht den ganzen Band, von den Salafisten (S. 20ff.) über die Auseinandersetzung mit Huntington (S. 45ff.) bis zum Blick auf den Gazakrieg (S. 66ff.).

Es wäre unangemessen, hier den Versuch einer halbwegs vollständigen Übersicht über die Fülle der behandelten Themen zu machen, gibt es doch kaum eine Facette der Islamdebatte, die Weidner nicht sachgerecht, scharfsinnig, aber mit wohlthuender Gelassenheit unter die Lupe nähme. Hervorzuheben ist, dass über die Debatte hinaus auch die Bedeutung der arabischen Kultur für Europa unterstrichen wird, z.B. angesichts der einseitigen Schwerpunkte der gegenwärtigen Orientalistik (S. 65). Schließlich sind noch die Literaturangaben und die Verweise im Text auf parallele, oft vertiefende Stellen im Buch und zu erwähnen. Ein unbedingt empfehlenswerter Band, gerade weil die Aufsätze sich jeweils zeitnah mit konkreten Ereignissen auseinandersetzen.

Bruno Sandkühler

Denker des Dialogs

SYLVIA SASSE: **Michail Bachtin. Zur Einführung**, Junius Verlag, Hamburg 2010, 222 Seiten, 14,90 EUR.

Der russische Philologe und Philosoph Michail M. Bachtin (1895-1975) hat unter außergewöhnlichen Umständen ein international anerkanntes wissenschaftliches Werk geschaffen. Obwohl in der Sowjetunion der überwiegende Teil seiner Schriften über Jahrzehnte hinweg nicht erscheinen konnte, haben sich seine Schriften ihren Weg zum Publikum gebahnt. Kaum ein Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts, der über eine derartige Resonanz verfügt wie Michail Bachtin. Es existiert sogar der Begriff »Bachtinologie«, der über die wissenschaftliche Beschäftigung mit Bachtins Werk, dessen Wahrnehmung und Verarbeitung Aufschlüsse gibt.

Sylvia Sasse, die als Professorin für slavistische Literaturwissenschaft an der Universität Zürich lehrt, ist es in dem vorliegenden Einführungswerk gelungen, in elf Kapiteln eine komplexe Wissenschaftlerbiografie strukturiert darzustellen und zu analysieren.

Bereits seit den späten 1910er Jahren hat Bachtin junge Gelehrte um sich versammelt und Vorträge gehalten. Nach der Oktoberrevolution von 1917 beeinträchtigten allerdings nicht zuletzt kulturpolitisch bedingte Widrigkeiten zusehends seine Entfaltungsmöglichkeiten. Ende 1928 wurde Bachtin, der an Osteomyelitis, einer infektiösen Erkrankung des Knochenmarks, litt, verhaftet und zu fünf Jahren Lager verurteilt. Dank Fürsprache von einflussreichen Freunden wurde das Urteil in Verbannung umgewandelt. Die späteren Jahre arbeitete Bachtin als Lehrer, und ab dem Jahr 1945 konnte er als Literaturwissenschaftler in Saransk unterrichten. Erst 1967 war Bachtin rehabilitiert worden. Das Projekt einer auf sieben voluminöse Bände angelegten Gesamtausgabe konnte aber erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in die Wege geleitet werden. Eine intensive Bachtinwelle im heutigen Russland erweckt zuweilen den Eindruck, dass die Bachtin-Re-

zeption der 1970er Jahre in Europa und den USA verdrängt werden soll.

Michail Bachtins erster Artikel »Kunst und Verantwortung« war 1919 erschienen und gibt bereits im Titel programmatische Eckpunkte seiner lebenslangen Beschäftigung an. Denn Bachtins philologische wie philosophische Überlegungen sind ausdrücklich durch sein Bekenntnis zur ethischen Verantwortung geprägt. Im Gegensatz zu formalen Widerspiegelungstheorien, wie sie sich zum Beispiel in der marxistisch-leninistischen Ästhetik formuliert finden, kommt somit dem Einzelnen in seinem Handeln unmittelbare Bedeutung zu. Bachtin interessiert sich genau an dieser Stelle für alle Arten von produktiver Spannung, die sich aus bewusst aufgenommener Handlung entwickelt. Jede Form von Dialogizität beinhaltet als Grundmuster eine strukturell angelegte Unabgeschlossenheit. Der Dialog bildet somit eine Art natürliches Gegenmodell zu allen totalen oder gar totalitären Vorstellungen.

Manche Schlüsselbegriffe wie »Redevielalt«, »Chronotopos« oder »Polyphonie«, in denen Bachtin Art und Verwendung dialogischer Verfahren kulturell zu erschließen versuchte, sind weltweit bekannt geworden. Sein Begriff des »Karnevalismus«, der auf das kulturgeschichtlich besonders aufschlussreiche Modell für dialogische Verdrehung von Konventionen abzielte, war zuweilen in Gefahr geraten, zur unreflektierten Modefloskel in akademischen Diskursen zu mutieren. Auch wenn manche Bilder oder Vorstellungen von anderen Denkern entlehnt sind, bestechen Michail Bachtins originale Umsetzung und Verdichtung. In durchaus auch widersprüchlichen Denkwegen entwickelte sich im Laufe der Jahre bei Bachtin eine spezifische Wahrnehmung kultureller Phänomene, die letztlich immer von der Herausforderung einer immanenten Mehrstimmigkeit gekennzeichnet sind.

Bachtin spürt kultursemiotische Konstellationen mit Vorliebe in Texten auf, vor allem im Roman, dem Bachtin von allen künstlerischen Texten eindeutig den Vorzug gibt. Seine Untersuchung »Probleme des Schaffens von Dostojewskij« konnte 1929 in der Sowjetunion erscheinen – es sollte für drei Jahrzehnte seine letzte Veröffentlichung sein.

Neben der »Polyphonie«, der dialogischen Vielstimmigkeit, die Bachtin in Dostojewskijs Romanen analysiert, wird in dieser Studie auch die philologische Diskussion von »Autorschaft« und »Text« durch eine völlig neue Art des künstlerischen Denkens angeregt. Es

war vor allem diese Arbeit über Dostojewskij, die ab Mitte der 1960er Jahre in Europa die Entdeckung Bachtins ausgelöst hatte. Bachtins Grundgedanke der »Dialogizität« radikalisierte Julia Kristeva in ihrem Begriff der »Intertextualität«.

Bachtins Texte, zuweilen unsystematisch und skizzenhaft, sind zutiefst dem Leben zugewandt, was einer der Gründe für ihre Vitalität und Überzeugungskraft darstellen mag. Sylvia Sasses kompetente Einführung bietet die notwendige Inspiration, Bachtins Schriften zur Hand zu nehmen.

Volker Strebel

Ein Löwe zeigt sich erkenntlich

SIBYLLE LEWITSCHAROFF: **Blumenberg**, Suhrkamp Verlag, Berlin 2011, 220 Seiten, 21,90 EUR.

Blumenberg. Dieses metaphorisch anmutende, Leben verheißende Wort ist zugleich der Nachname eines deutschen Philosophen – Hans Blumenberg –, der von 1920 bis 1996 lebte. Mit Blumen hatte der Mann allerdings nicht viel zu tun und in Lewitscharoffs Roman ist ihm sogar »zuzutrauen, dass er Blumen hasste«. Und damit sind wir schon bei einem der zahlreichen Widersprüche dieses Gelehrten; Widersprüche, die für Sibylle Lewitscharoff möglicherweise den Anreiz bildeten, Blumenberg zum Protagonisten ihres Romans zu machen.

Um die mannigfaltigen, zum Teil recht hintergründigen Anspielungen zu verstehen, die den Roman auf humorvolle Weise durchziehen, sind einige Kenntnisse über Blumenbergs Biografie, seine Weltanschauung und seine Zeit hilfreich.¹ So spielt es eine Rolle, dass sich Blumenberg für die Funktion von *Metaphern* interessierte und dass er außerdem eine besondere Faszination für *Löwen* besaß. Davon zeugt seine Sammlung selbstverfasster Essays, die sich um das Vorkommen von Löwen in Natur und Kultur, in Gegenwart und Geschichte drehen.² Eines dieser Essays widmet sich dem heiligen Hieronymus, wie er beispielsweise von Albrecht Dürer gesehen wurde. Dessen berühmter

Stich *Der heilige Hieronymus im Gehäus* (1514) zeigt den Einsiedler am Schreibtisch seines Studierzimmers sitzend, während im Vordergrund ein Löwe am Boden kauert. Der Legende nach ist der Löwe dem Heiligen – von dessen Frömmigkeit bezähmt – ganz und gar friedlich ergeben.

Dieses Bild überträgt Lewitscharoff nun auf Blumenberg, indem sie den zurückgezogen lebenden und überwiegend nachts arbeitenden Philosophen mit eben jenem Löwen konfrontiert. Zwar ist Blumenberg keineswegs ein Heiliger; im Roman bezeichnet er sich vielmehr als »katholisch getauften Agnostiker«. Dennoch wird er vom Löwen heimgesucht. Eines Nachts, als der Professor gerade mit seinem Diktiergerät beschäftigt ist, sieht er ihn das erste Mal (und danach noch häufig) auf dem Teppich liegen. Der Löwe erscheint einerseits als Bestandteil der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit – »habhaft, fellhaft, gelb« – und andererseits als metaphysisches Wesen, das auftaucht und verschwindet, »ohne Spuren zu hinterlassen«. Wie in Dürers Bild stellt der Löwe keine Gefahr dar, im Gegenteil. Er beschützt seinen Klausner, spendet ihm Trost, wo es nach Blumenberg eigentlich keinen Trost geben kann, und vermag

dessen Empfindungen positiv zu lenken. (»Es brauchte Empfindungen, um gut zu denken, Empfindungen, um etwas Präzises zu sagen«, heißt es in einem anderen Zusammenhang.)

Lewitscharoff lässt den theologisch und mythologisch bewanderten Blumenberg unterdessen alle möglichen sinnbildlichen Bedeutungen des Löwen durchspielen. In seiner »anthropozentrischen Eitelkeit«, die er den Menschen unterstellt, beansprucht Blumenberg den Löwen mehr und mehr für sich – gewissermaßen als eine ihm »höhererseits« gewährte Auszeichnung und Belohnung für sein asketisches, der Philosophie geweihtes Leben. Eine alte Nonne, die er zufällig trifft und die den Löwen ebenfalls gewahrt, bestätigt ihn in dieser Annahme, und schließlich zieht er sogar die »allegorische Christuskäse« des Löwen in Betracht, obgleich er das Christentum nach außen hin ablehnt. So kommt der Löwe einer Sehnsucht des Philosophen entgegen, die dieser sich nicht aus dem Herz zu reißen vermag; der Sehnsucht, »dass einer käme und mit einem Tatzenschlag den Weltzusammenhang wiederherstellte, über dessen Verlust zu philosophieren bei gleichzeitiger Trauer um diesen Verlust seine nächtlichen Geschäfte waren«.

Der Autorin gelingt es in ihrem Roman, vielfältige und komplexe Bezüge zwischen Blumenbergs Lebenserfahrungen und seinem Weltbild aufzuzeigen, so zum Beispiel zwischen seiner Verfolgung durch die Nazis, der er als junger Mann aufgrund seiner halbjudischen Herkunft ausgesetzt war, und einem Grundmotiv seiner Philosophie – der humanen Selbstbehauptung gegenüber einem »Absolutismus der Wirklichkeit« –, aus dem er auch die kulturellen Leistungen des vergangenen Ägyptens ableitet. Solche und andere Analogien kann der Leser allenthalben entdecken. Die Autorin präsentiert sie jedoch in einer offenlassenden, nicht im Kausalitätsdenken verhafteten Weise. Sie vermag zudem Vorstellungen geschickt wieder aufzulösen, wo diese sich zu sehr festzulegen geneigt sind.

Überhaupt besteht die Erzählweise in einem ständigen Changieren zwischen Ernst und Ironie. So wird die von verschiedenen Seiten

unternommene Annäherung an das Phänomen des Löwen in seiner übersinnlichen Strahlkraft immer wieder unterbrochen von ironischen Distanzierungsversuchen, wobei sich der Erzähler oftmals in Ausdrücke moderner materialistischer Denkformen flüchtet (zum Beispiel der Löwe als »Zuversichtsgenerator«), – als würde er selbst zurückschrecken vor dem, was da in die äußere Realität hereinbricht und nicht im physischen Sinne handhabbar ist. Das passt wiederum zu Blumenberg, welcher die Sprache als Mittel zur Bewältigung einer als übermächtig empfundenen Wirklichkeit begriff, deren Sinn- und Grundlosigkeit zu ertragen eine wesentliche Aufgabe des allein auf sich gestellten Menschen sei.

Der Schriftstellerin geht es bei alledem nicht nur um Blumenberg, sondern auch um dessen Einfluss auf die Menschen der nächsten Generation (die gleichzeitig die erste Nachkriegsgeneration ist) mit ihren Fragen, Hoffnungen, Nöten, ihren Idolen, ihrer Selbstfremdheit und ihrem »Kampf gegen die Leere«, gegen die Blumenberg lediglich eine »Ökonomie der Bedürfnisse« und eine »schöne Resignation« sowie den eigenen »Produktionseifer« anzubieten hat. Die Handlung spielt hauptsächlich im Jahr 1982, als der »bestellte Philosoph« noch einen Lehrauftrag an der Universität in Münster hatte. Bekannt für seine charismatischen, vor Witz und Originalität sprühenden Vorträge zieht er insbesondere vier Studenten in seinen Bann. Von »Blumenbergiaden« ist hier die Rede; Sprüche, die von den jungen Leuten aufgenommen und in ihre Weltsicht integriert werden. Er selber – in seinem Einsiedlerdasein – ahnt nicht, wie stark seine Macht über diese Menschen ist, ja nicht einmal, dass sich eine ihm völlig verfallene Studentin seinetwegen umbringt. Sie und drei männliche Kommilitonen sind überdies die vier Zeugen, die den Löwen zwar nicht leibhaftig erblicken, als dieser einer Blumenberg-Vorlesung beiwohnt, die aber spüren, »dass sich etwas Außergewöhnliches« zuträgt.

Konsequenzen für sein äußeres Leben und seine offizielle philosophische Lehre zieht Blumenberg indes nicht aus der Begegnung mit dem Löwen, obwohl dieser ihn bis zu seinem

Tod begleitet. Derweil sterben die vier besagten Blumenberg-Schüler alle einen verfrühten Tod, machen aber zuvor noch ganz unterschiedliche Erfahrungen mit der Wirklichkeit; einer Wirklichkeit, die gar nicht so »absolut«, gar nicht so losgelöst von ihrer Individualität zu sein scheint. Nach Art einer Schicksalsgemeinschaft finden sie sich dann – zusammen mit dem verstorbenen Blumenberg, dem Löwen und der Nonne – in einer nachtodlichen Zwischenwelt wieder. Diese Zwischenwelt gleicht ebenfalls einem »Gehäus«. Anders als in Blumenbergs Gedankengehäus schwindet hier jedoch alles Gedankliche, sofern es sich um »Weltbenennungen« handelt, langsam dahin. Was bleibt da übrig? Vier Zeilen eines Goethe-Gedichts³ (»nicht mehr bleibest du umfangen / in der Finsternis Beschattung, / und dich reißet neu Ver-

langen / auf zu höherer Begattung«) gemahnen an das Stirb- und Werde des Menschen. Und darauf folgt ein grandioses löwenstarkes Ende, mit welchem der Löwe den philosophischen Denker schlagkräftig widerlegt.

Die in Stuttgart gebürtige und in Berlin lebende Sibylle Lewitscharoff (Jahrgang 1954) hat für ihren Roman den Wilhelm-Raabe-Preis erhalten und wurde für den Deutschen Buchpreis nominiert. Entscheidend war dabei vor allem ihr sprachschöpferischer und bezugreicher Erzählstil.

Claudia Törpel

1 Empfohlen sei hier Franz Josef Wetz: *Hans Blumenberg zur Einführung*, Hamburg 2004.

2 Hans Blumenberg: *Löwen*, Frankfurt/M 2001.

3 »Selige Sehnsucht« aus: *West-östlicher Divan*, 1819.

Die erfundene Erinnerung

EUGEN RUGE: **In Zeiten des abnehmenden Lichts**, Rowohlt Verlag, Reinbek 2011, 432 Seiten, 19,95 EUR.

Am 7. Juli 2009 überreicht Günter Grass in der Berliner Akademie der Künste den von ihm vor 30 Jahren gestifteten Alfred-Döblin-Preis, einen der renommiertesten literarischen Auszeichnungen hierzulande, dotiert mit 15.000 Euro. Empfänger ist der damals 55-jährige Eugen Ruge.– Grund dieser deutschlandweit beachteten Würdigung ist ein Romanmanuskript, aus dem er ein Kapitel vorliest. Dass dem Zuhörer Grass dabei die unvermeidliche Pfeife ausgeht, deutet auf die gleichsam atemlos machende Qualität des Textes, von der auch der verantwortliche Redakteur des Rowohlt-Verlages, Alexander Fest, sofort überzeugt ist. Auf diese schon bemerkenswerte, um nicht sogar zu sagen einzigartige Weise kommt eine Förderung und Unterstützung zustande, die es dem mehr oder weniger unbekanntem Eugen Ruge ermöglicht, an der Vollendung seines Romans zu arbeiten. Das wird ein fast zweijähriger Prozess sein, der auch von ganz persönlichen Leiderfahrungen begleitet wird: Erst der 2006 erfolgte Tod seines Vaters schafft in ihm den für das Schreiben unerlässlichen Freiraum. Fast gleichzeitig diagnos-

tizieren die Ärzte bei ihm eine Krebserkrankung, ein Umstand, dem er auf zwei Ebenen begegnet: Er beginnt zu laufen (Marathon), und er beginnt zu schreiben. Da sich nach Beendigung des Schreibens im Februar 2011 die Diagnose nicht mehr aufrecht erhalten lässt, darf von einer Spontan- oder Selbstheilung gesprochen werden, bewirkt durch Schreiben und Laufen. Das I-Tüpfelchen setzte dann gleichsam im Oktober 2011 die Frankfurter Buchmesse mit der Verleihung des Buchpreises. Mehr geht wohl nicht. Was jetzt folgt, sind die endlosen Interviews und Lesungen und eine solche habe ich auch in Potsdam erlebt. Ein bis auf den letzten Platz gefüllter Riesensaal (das gibt es eigentlich nur, wenn Günter Grass kommt oder Christa Wolf) und ein bescheiden-selbstbewusster Eugen Ruge, der unter anderem – nach dem biografischen Hintergrund diese Buches gefragt – erklärt, dass es eigentlich (so seine Erfahrung) keine Erinnerung gebe, aus der der Schriftsteller gleichsam nur abzuschreiben habe, sondern dass diese Erinnerung, um sie künstlerisch nutzbar machen zu können, gleichsam erfunden werden müsse.

die Drei 4/2012

Ein erstaunlicher und absolut richtiger Gedanke, der unter anderem auch sofort diese lästigen Identifizierungsrecherchen (Wer ist wer?) in die Schranken weist, von denen ja z. B. Thomas Mann heimgesucht wurde, als seine *Buddenbrooks* erschienen.

Mit diesem großen bürgerlichen Roman ist *In Zeiten des abnehmenden Lichts* übrigens sofort verglichen und damit natürlich auch festgelegt worden (»Buddenbrooks des Ostens«). Es ist auch eine mehrere Generationen umspannende Familiengeschichte (von 1952 bis 2001) und eine Geschichte des Verfalls, die mit dem Verlöschen des Staates DDR einhergeht – das ist auch schon alles an Parallelität. Die der kommunistischen Ideologie verpflichtete Familie wird durch den Naziterror auseinandergerissen. Die Großeltern Wilhelm und Charlotte verschlägt es nach Mexiko, wo es ja eine große deutsche Exilantenkolonie gab (zu der unter anderem ja auch Anna Seghers und Egon Erwin Kisch gehörten); der Sohn Kurt flieht in die Sowjetunion, wird dann aber Opfer der stalinistischen Säuberungen. Von der berüchtigten Lubjanka aus wird er in einen sibirischen Gulag verbannt. Dort lernt er seine Frau Irina kennen. Ihr gemeinsamer Sohn heißt Alexander. Beide Gruppen kehren dann 1952 bzw. 1956 in die inzwischen gegründete DDR zurück, nach Neuendorf (Babelsberg), und engagieren sich intensiv für den Aufbau dieses Staates, den sie für die Erfüllung ihrer politischen Ziele ansehen.

Eugen Ruge hat in Interviews immer wieder darauf hingewiesen, dass er lange darüber nachgedacht habe, in welcher Form er diese vielfach verzweigte Geschichte bringen soll. Die in dieser Hinsicht wichtigste Entscheidung ist diejenige, sie aus ständig wechselnden Perspektiven zu erzählen und so auch deutlich werden zu lassen, dass es eigentlich keine eindimensionale Wahrheit gibt, nur individuelle Erfahrungen. Am auffälligsten dabei ist wohl die achtmalige Beschreibung des 90. Geburtstags von Wilhelm am 10. Oktober 1989: ein absolutes Meisterstück. Man wird gewahr, wie der Blickwinkel die erlebten Ereignisse färbt. Dass just am Morgen dieses Familiengroßereignisses ein Telefonanruf aus Gießen ankommt, in dem Alexander mitteilt,

er habe die DDR verlassen, signalisiert den unaufhaltsamen Abstieg dieser Familie.

Lohnenswert ist auch ein Nachdenken über die Mehrdimensionalität des Titels. Das abnehmende Licht meint natürlich einerseits die ihrem Ende entgegen taumelnde DDR (in Ungarn strömen bereits Hunderte von DDR-Touristen über die »grüne Grenze«), andererseits deutet es auch auf die abnehmende Jahreszeit hin. Eugen Ruge hat auf seinen Geburtstag am Johannistag verwiesen und dass es ihm schon als Kind immer beunruhigend gewesen ist, stetig kürzer werdenden Tagen entgegenzuleben, also in die Finsternis hinein. Das am weitesten in die Gegenwart reichende Datum ist der Herbst 2001, in dem Alexander mitgeteilt wird, er sei krebserkrank, und in dem er auch die Entscheidung fällt, nach Mexiko zu reisen und die Exilorte seiner Großeltern zu besuchen.

Eine der schönsten Seiten dieser an (durchaus auch komischen) Szenen reichen Geschichte ist die epische Gerechtigkeit, die der Erzähler allen Figuren widerfahren lässt. Da gibt es keine Diffamierungen, keine Abrechnungen. Selbst das verstiegen verkalkte Festhalten des Altstalinisten Wilhelm an dem Gedicht von Louis Fünberg »Die Partei, die Partei, die hat immer recht« bleibt unkommentiert und wirkt so sogar tragisch. Das ist wohl auch das wirklich Großartige an diesem Roman (neben der genauen, detailreichen Beschreibung und der großen Vielfalt der Szenen): Es wird nicht der geringste Zweifel daran gelassen, dass das System DDR zurecht untergegangen ist und dass von ihm (wie Stefan Heym prophezeit hat) in den Geschichtsbüchern nicht mehr bleiben wird als eine Fußnote; da gibt es nicht einmal einen Anflug von Nostalgie. Dafür aber die Achtung vor der Lebensleistung der in diesem System aufgewachsenen Menschen; diese ist und bleibt wertvoll, sie gehört nicht auf den Abfallhaufen, den die sogenannte westliche Hochkultur dafür bereithält. In diesem Sinne erkenne ich eine Gegenbewegung, ein Aufleuchten: ein aufgehendes und auch bleibendes Licht, eine in diesem durch und durch atheistischen Roman unerwartete adventliche Dimension.

Jürgen Raßbach